

Gdańsk 2020, Nr. 42

<https://doi.org/10.26881/sgg.2020.42.07>**Elke Mehnert**

(Chemnitz/ Pilsen)

„International wie das Moos“<sup>1</sup>  
Volker Brauns Blick auf das Eigene und das Andere

Volker Braun, einer der wichtigsten Lyriker, Dramatiker und Essayisten aus der mittleren Generation der DDR-Autoren, ist im Jahr 2019 80 Jahre alt geworden. Dieses Datum und sein Gedicht „Gdansk“ haben die Verfasserin erneut dazu angeregt, sich mit dem nach wie vor produktiven Autor zu beschäftigen. Insbesondere interessiert der Blick des Philosophen auf das „eigene“ und das „andere“ Land.

**Schlüsselwörter:** Volker Braun, komparatistische Imagologie, Selbst- und Fremdbilder, deutsche Wiedervereinigung

**“International as the moss”. Volker Braun’s view of his own and other cultures.** Volker Braun, one of the most important lyricists, playwrights and essayists from GDR’s middle-generation authors, celebrated his 80<sup>th</sup> birthday in 2019. This date and the poem „Gdansk“ have again stimulated the author to revisit this still prolific poet. In particular, the philosopher’s view of his „own“ and the „other“ country is interesting.

**Keywords:** Volker Braun, comparativism, self-image, foreign image, German reunification

Die Titelmetapher meines Beitrags ist Volker Brauns Gedicht „Landverweis“ entnommen, veröffentlicht 1970 in dem Band *Wir und nicht sie*. Die beiden ersten Strophen seien hier zitiert:

Warum rede ich noch  
Von diesem Land. Ist es  
So groß? Es wär vermessen.  
Oder sein Ufer ist Marmor, sein Gras  
Weizen? Ich seh Sand und Kreide, während  
Gras Gras bleibt. Ist es schätzungsweise  
Der Nabel der Welt? Dazu will ich hier nichts sagen.  
Ists das gelobte Land? Neben anderen. Oder weil  
Ich hier geboren bin: Wer bin ich?

Aber warum rede ich nicht  
Von Polen. Oder von Rußland, es gibt  
Entsinn ich mich recht, mehrere Länder. Soll doch  
Wie sich der Fuß leicht aus den Landschaften

<sup>1</sup> Volker Braun: Landverweis. In: *Wir und nicht sie*. Halle: Mitteldeutscher Verlag 1970, 54.

Herauszieht, die Zunge aus den faden  
Sätzen gehen.  
Ich stecke nur bis zu den Stimmbändern  
In Sachsen. Ich hab Mark  
Nicht Märkisches, in den Knochen. Nimmt Antäus  
Nicht jeden Boden? Ich bin Pole.  
Ich bin Russe. Ich wohne in Bratsk  
Und Brazzaville. Ich bin international  
Wie das Moos.  
[...] (Braun 1970, 54)

Wenngleich das lyrische Ich in diesem Gedicht seine Internationalität behauptet, ist doch davon auszugehen, dass der Autor Braun hier nicht in erster Linie über tatsächliche Weltläufigkeit, sondern über proletarischen Internationalismus als Element der SED-Parteidoktrin spricht, der sich Braun – bei aller Kritik am „fatalen“ Sozialismus – dennoch verpflichtet fühlte. Freilich gehörte auch Braun zu den wenigen DDR-Autoren, die schon vor dem Mauerfall viel von der östlichen, aber auch mehr von der westlichen Welt zu sehen bekamen als die eingemauerten Normalbürger. Von diesen Reisen hat er Länderbilder in Gestalt von Originaleindrücken mitgebracht, die seit den 1970er Jahren vor allem in Lyrikbänden, aber auch in der Essayistik auffindbar sind. Ich möchte mich hier auf ein Autoimage in der Dresdner Rede von 2006, das Sowjetunion-Bild aus „In anderer Zeit“ und natürlich auf das balladeske „Gdansk“, erstveröffentlicht 1974, beschränken. Gemessen an der Vielzahl von Städtegedichten im Oeuvre Brauns ist das eine vielleicht unzulässige Reduzierung sowohl quantitativ als auch bezüglich der Himmelsrichtung – denn sehr wohl hat Braun auch Städten in Frankreich, Italien, den USA ... Gedichte gewidmet. Ich habe mir diese Beschränkung bewusst auferlegt, denn ich spreche über einen Autor, dem ich seit Jahrzehnten in Sympathie verbunden bin. Wir gehören zu derselben Alterskohorte, haben beide die Väter im Krieg verloren, die harten Sitze im berühmten Hörsaal 40 der Leipziger Uni gedrückt und Hans Mayer gelauscht. Brauns Gedicht „Kommt uns nicht mit Fertigem“ war das Credo unserer Generation. Da gehen einem leicht Herz und Mund über. Das will ich vermeiden. So wählte ich zwei Städtegedichte Brauns und eine Rede, deren verbindende Klammer das Sujet einer zerstörten und wiedererrichteten Stadt ist. Aber die Autorenposition hat sich „in anderer Zeit“ verändert: Meinte der (Ost-) Deutsche in den 1970er Jahren, auf gegenständliche „Male des Denkens“ an Faschismus und Krieg verzichten zu können, weil er als Nachgeborener und aufgrund seiner politischen Überzeugung deutsche Kriegsschuld verinnerlicht hatte, so warnt der Festredner Braun 2006 seine Landsleute vor Geschichtsvergessenheit. Jetzt ist es an ihm zu sagen, man hätte von den Trümmern etwas erhalten sollen, anstatt Dresden in neobarockem Glanz zu präsentieren.

Aber wenden wir uns den Texten im Einzelnen zu. Gliedern werde ich in fünf Haupt- und einige Nebensätze. Mein erster Hauptsatz: „Braun war und ist subversiv. Das machte und macht ihn so gefährlich wertvoll.“ (Ensikat 1999: 147) Auch als „Rucksackberliner“ ist Braun seinem Geburtsort Dresden in gesprochener Sprache und gedrucktem Text verbunden geblieben. Akustisch lässt sich das z. B. auf YouTube leicht überprüfen, denn der Interviewte beantwortet Fragen in feinstem Hofsächsisch und füllt Denkpausen mit typisch sächsischen Interjektionen. Thematisch will ich den Beweis anhand der Rede führen, die Braun in Dresden zum 800. Stadtjubiläum 2006 gehalten hat (Braun 2006). Zunächst nimmt er seine Zuhörer mit auf

einen Stadtrundgang, der auf dem Neumarkt beginnt, zur damals fast vollendeten, „unwirklich neuen“ Frauenkirche (einer „großen synthetischen Henne“) führt und das ganze Areal „vom Jüdenhof bis zum Landhaus“ einschließt – einen lärmenden Bauplatz, auf dem Arbeiter aus vielerlei Ländern (Osteuropas verständlicherweise, der Lohnkosten wegen) das alte Dresden auferstehen lassen. Freilich stammt die architektonische Pracht 2005 aus dem Betonwerk Oschatz: „Pseudogebäude, Pseudogesellschaft“. Aber da steht auch ein originaler Denkmal-Luther, der jahrzehntelang am Rande eines Trümmerkegels seine unerhörten Predigten gegen Krieg und Gewalt gehalten hat: „Karneval und Aschermittwoch“. Man merkt schon: Braun ist kein Freund des Pseudo-Barock, das in seiner Makellosigkeit alle Kriegsverletzungen zudeckt. Der gebürtige Dresdner blickt hinter die Fassaden und unter das „schön gewölbte Pflaster des Neumarkts“, sieht dort die Toten nach dem Bombardement am 13. Februar 1945 in ihren Hohlräumen, „komfortabel oder eingezwängt“. Deren beklagenswertes Schicksal hatte gleichwohl seine Logik, war „Folge eines sozialen Verhängnisses, des Irrtums im Fundament der Produktionsverhältnisse“. Der marxistisch geschulte Philosoph nennt Dresden gar eine (seine) „verlorene Stadt“ und lässt sich nicht blenden von den makellosen neuen Fassaden, die touristische Aufmerksamkeit finden. Er benennt vielmehr die gesellschaftlichen Verwerfungen, denen die prunkvolle Residenzstadt ihren einstigen und gegenwärtigen Glanz verdankt: „Vom Sozialismus in den Siziliasmus“, heißt es schon im *Wendebals* (Braun 1995: 61). Braun spart nicht mit Kritik an der Geschichtsvergessenheit heutiger Stadtbewohner, die wohl in einer *Dresdner Denkart* gründe, die gegenüber manchem die Augen verschließe, das in Berlin heftiger Kritik unterzogen würde. Beanstandet wird ein residenzstädtischer Provinzialismus, den Braun mit den Worten Hans Mayers, beschreibt: In Dresden herrsche seit der Wende ein universales Kleinbürgertum, dessen Kultur die Wegwerfgesellschaft sei, die alle Normen deutscher Bürgerlichkeit abserviere, als handle es sich um kalt gewordene Speisen. Das mag der Festversammlung, die am 31. März in der Dresdner Semperoper die achthundertjährige Stadt (und ein wenig auch sich selbst) feiern wollte, als Misston erschienen sein. Dass Braun recht hatte, wenn er von einem „Bauen über dem Abgrund“ sprach, ist allerdings heute, 13 Jahre später, nicht mehr zu leugnen, obgleich die Medien anscheinend darauf verabredet sind, eher Chemnitz, die drittgrößte sächsische Stadt, denn Dresden als Hort des Bösen zu brandmarken: Gleichwohl ist insgesamt das Bild getrübt, welches man sich im Ausland von Sachsen macht. In der Imagologie sprechen wir von Fremdbildern, und wenn diese nur einige wenige, aber allgemein akzeptierte, seit langem perpetuierte, jedoch selten hinterfragte Negativbildelemente enthalten, handelt es sich um Stereotype. Ob Brauns Dresdner Rede ein Sachsen-Stereotyp zeichnet oder nicht, überlasse ich dem Urteil der Leser. Mir fällt auf, dass ein bekennender Sachse, aus Dresden stammend, den neuerstandenen Glanz seiner Geburtsstadt als „Fassade“ abtut, die den Blick auf die Geschichte eher verstellt als erhellt. Eine Erklärung dafür liefert mir die banale Alltagserfahrung, dass der liebende Blick tiefer geht als der gleichgültige. Zum anderen kennt man die produktiv-kritische Haltung des studierten Philosophen und konsequenten Dialektikers Braun seit Jahren: Er hat auch die DDR-Gesellschaft kritisiert – nicht aus Defätismus, sondern um sie zu verändern. Das Aufdecken von Widersprüchen ist produktions- wie wirkungsästhetisches Credo des Autors: „Ästhetisch formbar ist nur, was Alternativen denken lässt“ (Braun 2019: 29), heißt es 2019 in den *Handstreichen*. Und in diesem Denk- und Schreibansatz ist er sich

treu geblieben. Schon 1975 postuliert er, es komme darauf an, „Widersprüche als Vorgänge zu zeigen, wodurch das Gedicht etwas Antithetisches und Gespanntes bekommt und sich selbst zu neuen Sachverhalten durchkämpft“ (Braun 1975: 125). Darin ist der Achtzigjährige sich und seinem Lehrer Brecht bis heute treu: Es gilt nämlich in jedwedem Ding den Widerspruch aufzudecken, um Produktivität freizusetzen. Deswegen muss Kritik radikal sein, und das heißt: Sie greift an die Wurzeln beziehungsweise blickt hinter die Fassade.

Wenn man den Duden befragt, so bedeutet „Fassade“ zweierlei: Zum einen meint es ganz wertungsneutral die Vorder- oder Schauseite eines Gebäudes. Aber Fassade kann auch „das den Hintergrund oder den wahren Charakter verschleiernde angenehme oder neutrale äußere Erscheinungsbild von etwas /jemandem“ (Duden 1974) sein und dann ist der Begriff pejorativ besetzt – bedeutet Tarnung, Blendwerk. In diesem Sinn lese ich Brauns Diktum von Dresdens wiedererstandenem architektonischen Glanz. Ob Braun damit ausgesprochen hat, was viele dachten („es kommt darauf an, daß Subjektivität objektiv von Belang ist, Braun 1973: 102) lässt sich schwer sagen. Dass es in Dresden auch Bestrebungen gab, den Schuttkegel der Frauenkirche als Mahnmal gegen Faschismus und Krieg zu belassen, erinnere ich wohl.

Aber wir leben „In anderer Zeit“ (Braun 1974: 83), und über Lebenserfahrungen aus drei politischen Systemen verfügen heute nur noch wenige Menschen. So stieß ich bei der Besprechung des gleichnamigen Gedichts aus dem im Jahr 1974 erschienenen Band *Gegen die symmetrische Welt* bei meinen tschechischen Studenten auf völliges Unverständnis. Sujet ist eine im Krieg zerstörte und wieder aufgebaute Stadt – Wolgograd, das ehemalige Stalingrad, wo im November 1942 die kriegsentscheidende Schlacht zwischen Hitlerwehrmacht und Sowjetarmee begonnen hat.<sup>2</sup> In der Anmerkung zum Gedicht schreibt Braun: „Das einzelne Haus / Zerstört: Ruine einer Mühle in Wolgograd, Denkmal der Verteidigung der Stadt im 2. Weltkrieg.“ Das balladeske Gedicht ist antithetisch strukturiert. Der Russe (ich stelle ihn mir als Kriegsveteran vor) bedauert im Gespräch mit dem Deutschen (dem lyrischen Ich) den „restlosen“ Wiederaufbau der Stadt an der Wolga. Allerdings stimmt das so nicht – denn das Gespräch ist verortet vor einer Ruine, neben der sich ein Panorama-Museum zur Erinnerung an die Schlacht von Stalingrad befindet. Dass die Mühle einst von Deutschen erbaut, dann aber von Deutschen zerstört worden ist, fügt dem Gedicht noch eine zusätzliche Bedeutungsnuance hinzu. Meine Wolgograder Kollegen (teils Zeitzeugen der Schlacht) haben mir berichtet, dass für die Rote Armee die Losung galt: Der Feind darf nicht bis zum Wolgaufer vordringen. Die Mühle steht direkt am Fluss und soll von einem Soldaten heldenhaft verteidigt worden sein. Sie trägt seinen Namen: PAWLOW-Haus. Kann ein Erinnerungsort authentischer sein? Doch offensichtlich ist e i n Denkmal dem „Russen“ in Anbetracht der zwischen November 1942 und Februar 1943 getöteten 700 000<sup>3</sup> Soldaten zu wenig. Der Deutsche zeigt Verständnis für dessen Befindlichkeit. Allein – in Zeiten

<sup>2</sup> Historiker mögen darüber streiten, ob die Schlacht von Stalingrad oder die Landung der Alliierten in der Normandie (wie erst kürzlich in einer Fernsehdokumentation behauptet) die Wende im Zweiten Weltkrieg herbeigeführt hat – jedenfalls ist Wolgograd, das damalige Stalingrad und noch frühere Zarizyn, einer der großen Gedenkort des Zweiten Weltkriegs.

<sup>3</sup> Die Quellenlage zur Anzahl der Gefallenen in der Schlacht bei Stalingrad ist unübersichtlich; deutsche Quellen geben entweder nur die Zahl deutscher getöteter Soldaten an oder sie machen sehr ungenaue Angaben über sowjetische Kriegsoffer – die Zahlen schwanken zwischen 300 000 und einer Million.

(verordneter) Völkerfreundschaft zwischen Deutschen und Russen hält der Deutsche die Kriegsgefahr für gebannt. Er kann den anderen zwar verstehen – aber er braucht keine gegenständlichen Kriegserinnerungen, weil er seine Lektion längst gelernt hat. Meine Studenten – deutsche wie tschechische und russische – sind fast alle über die Formulierung „ungetrübt von Notwendigkeit“ gestolpert.<sup>4</sup> Ich hingegen stolpere über den Widerspruch, dass nämlich Braun in der Dresdener Rede selbst die Position des Russen einnimmt... in anderer Zeit. Ja, Braun war und ist ein politischer Dichter.

Mein nächster Hauptsatz lautet: „An Volker Brauns Werk ließ sich schon immer die Behauptung belegen, daß politische engagierte Literatur auch gute Literatur sein kann.“ (Jucker 2004: 127) Braun lesend, kommt man mit einem hermeneutischen Interpretationsansatz nicht weit. Mit den Worten Rolf Juckers: Wären Texte „selbstreferentielle Sprachspiele, dann hätten sie nichts mit der Welt drum herum zu tun und wären nicht politisch [...]“ (Jucker 2004: 24). Das gilt insbesondere für das Gedicht „Gdansk“ (veröffentlicht 1974).<sup>5</sup> Auch darin hat Braun schon die Fassadenmetapher benutzt: Die wiedererrichtete Stadt Gdansk nennt er „ihr eigenes Abbild“ (Braun 1974: 83), nämlich eine Replik der im Krieg zerstörten Stadt Danzig („deutsch / Bis in die Schlüssellocher“). Die „fabrikneuen“ Häuser, märchenhaft und bunt, sind Danzig, der SCHÖNEN, wie eine Perlenkette um den Hals gelegt. Doch hinter den Wänden, der schönen Fassade, liegt die Vergangenheit: „Wand um Wand stürzt die Stadt in die Geschichte“. Gedacht wird der Helden der Westerplatte, und wehmütvoll wird an das Goldene Zeitalter Polens im 17. Jahrhundert erinnert. Aber der Blick wird erneut auf Gegenwärtiges gelenkt, die von Polen wiedererrichtete, nun rein polnische Stadt: „Und die Fassaden, wirklich und leuchtend, seh ich gebaut gegen die aufräumende Zeit, mit Zartsinn / Von herlaufenden Polen.“ Dabei finde ich das Bild von den „herlaufenden“, „nun endlich“ in Danzig beheimateten Polen unglücklich und habe das dem Autor auch gesagt: Ich assoziiere nämlich mit „herlaufen“ „hergelaufen“; unter einem Hergelaufenen stellt man sich einen nicht Zugehörigen vor. Gerade das aber widerspräche dem Gestus des Gedichts, in dem das lyrische Ich sich mit den Danzigern von heute solidarisiert, denen seine deutschen Landsleute Krieg und Vernichtung gebracht haben: „Feuer auf meinen Händen, im Nacken Schüsse“. Aber die deutsche Schuld scheint in der neuen (sozialistischen) Welt der Brüderlichkeit vergeben zu sein. So wird das neue Gdansk zur möglichen Heimat all jener, die dort glücklich „anlanden“ – heißt: mit freundschaftlichen Gefühlen die polnische Stadt besuchen. Sie gehen „am Grunde des Märchens“. Den Dingen auf den Grund zu gehen, bedeutet auch, sich der deutschen Kriegsschuld bewusst zu sein und zu akzeptieren, dass die einst vorwiegend von Deutschen bewohnte Stadt heute polnisch ist, wiedererrichtet von polnischen Bürgern, die sich die Stadt in ihrer neuen Schönheit als gegenständlichen Reichtum anverwandelt haben. Geschichte wird nicht verdrängt – der „anlandende“ Gast trägt sie als Erfahrungswissen mit sich. Aber in anderer Zeit, unter anderen politischen

<sup>4</sup> „Ich, der Deutsche, er, der Russe./ Am Ufer der Wolga das einzelne Haus/ Zerstört. Dahinter die weiße Stadt/ Restlos errichtet. Alles, klagt er/ Steht! Keine Ruinen, nix Trümmer/ Schade, schade. Man hätte etwas/ Erhalten sollen! Schöne, sage ich/ Gedanken, ungetrübt/ Von Notwendigkeit.“ (Braun 1974: 38)

<sup>5</sup> Anmerkungen zu dem Gedicht „Gdansk“ unter imagologischem Aspekt siehe auch in Mehnert 1992: 115–116.

Verhältnissen steht sie nicht mehr als Trennendes zwischen Deutschen und Polen; wenngleich diese antizipierte Völkerfreundschaft auch in den 1970er Jahren eher Hoffnung als in jeder Beziehung Realitätsbeschreibung war. 1972 sagte Braun im Gespräch mit Joachim Walther „[...] meine Arbeit ist danach, wie ich bin. Sie wird, wie ich werde. Das macht den Stil aus. Es nützt niemandem, lediglich anderen mundgerecht zu schreiben.“ (Walther 1973: 100)

Heute bereitet die starke Zeitbezogenheit von Brauns Gedichten insbesondere den Nachgeborenen gewisse Rezeptionsprobleme: Daher mein nächster Satz: „[...] und unverständlich wird mein ganzer Text“. Die Zeile entstammt dem Gedicht „Das Eigentum“, das Braun als Faksimile meinen tschechischen Studenten mit Dank für eine Geburtstagsgratulation geschickt hat. Ob er damit eine sich selbst erfüllende Prophezeiung ausgesprochen hat, muss die Nachwelt entscheiden. Die Antwort wird unter anderem davon abhängen, welche Funktion Literatur in Zukunft haben wird. Behält sie ihre Rolle als eine Form der Welterklärung? Oder ist sie „nur ein weiteres Element in der gigantischen Unterhaltungs- und Medienmaschine [...], die uns permanent einen Schleier vor die Augen zieht [...], damit wir nicht mehr verstehen [...], was eigentlich in der Welt geschieht?“ (Jucker 2004: 123)

Die mediale Aufmerksamkeit, die Brauns 80. Geburtstag in diesem Jahr gefunden hat, lässt hoffen, dass es auch künftig das eine oder andere Gedicht Brauns in die Lehrpläne und dass es sein dramatisches Oeuvre wieder auf die Bühne schaffen wird. Freilich spielt Literatur heute eine geringere Rolle in der Öffentlichkeit als in den 1970er Jahren: Damals hatte die Staatssicherheit das Chemnitzer Schauspielhaus in Brand gesteckt, um die Uraufführung von *Tinka* zu verhindern. Und in den 1980er Jahren galt der *Hinze-Kunze-Roman* als eines der begehrtesten, aber schwer zu beschaffenden Bücher. Literatur hat seither – wir müssen es leider eingestehen – ihre Funktion als Leitmedium verloren. Gerade aus diesem Grund geben wir dem Dialektiker Braun das Wort zu einem letzten Satz: „Wenn die großen Kunstwerke die Leitfossilien ihres Zeitalters sind, so wird man einst noch etwas Ernsthaftes über uns erfahren.“ (Braun 2019: 5)

## Literatur

- Braun, Volker (1970): *Wir und nicht sie*. Halle: Mitteldeutscher Verlag.  
 Braun, Volker (1974): *Gegen die symmetrische Welt*. Halle: Mitteldeutscher Verlag.  
 Braun, Volker (1975): *Es genügt nicht die einfache Wahrheit. Notate*. Leipzig: Reclam.  
 Braun, Volker (1995): *Der Wendehals, Eine Unterhaltung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.  
 Braun, Volker (2006): Die Dresdner Denkart, Festrede zur 800-Jahrfeier der Stadt Dresden am 31. März 2006. In: *Die Zeit*, 06.04.2006, Nr.15 ([http://www.zeit.de/2006/15/Rede\\_Volker\\_Braun](http://www.zeit.de/2006/15/Rede_Volker_Braun), Zugriff: 28.05.2019).  
 Braun, Volker (2019): *Handstreich*. Berlin: Suhrkamp.  
 Ensikat, Peter (1999): Volker Braun. Der Unverbesserliche. In: Frank Hörnigk (Hg.): *Arbeitsbuch*. Berlin: Literaturforum im Brecht-Haus.

- Jucker, Rolf (2004): Aspekte gesellschaftskritischer Literatur seit 1989. Einige Bemerkungen in Bezug auf zwei Gedichte Volker Brauns. In: Ders. (Hg.): *Volker Braun in Perspective*. Amsterdam/New York: Rhodopi.
- Mehnert, Elke (1992): Volker Braun: „...international wie das Moos“. In: Karola Grunwald und Elke Mehnert: *Brücken zum Nachbarn, Polenbilder in der deutschen Literatur*. Manuskriptdruck Zwickau: Pädagogische Hochschule, 113–117.
- Walther, Joachim (1973): *Meinetwegen Schmetterlinge. Gespräche mit Schriftstellern*. Berlin: Buchverlag Der Morgen.